

beziehungswweise

JULI 2008

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- 1 **STUDIE** Die Rolle der Großeltern. Innerfamiliäre Generationensolidarität aus Sicht der Großeltern
- 4 **REZENSION** Vater wer bist du? Heinz Walters neues Buch, gelesen von Helmwart Hierdeis
- 4 **BERICHT** Familienforschung am Ball. Ein Resümee zum 3. Europäischen Fachkongress für Familienforschung in Wien

- 6 **STUDIE** Von Namen und Nummern. Über die Entwicklung von Familiennamen und Hausnummern
- 8 **SERVICE buch:** Was vom Manne übrig blieb · **info:** Master of Science in Familienpsychologie · **termin:** Kinder- und Jugendpsychotherapie

STUDIE

Die Rolle der Großeltern

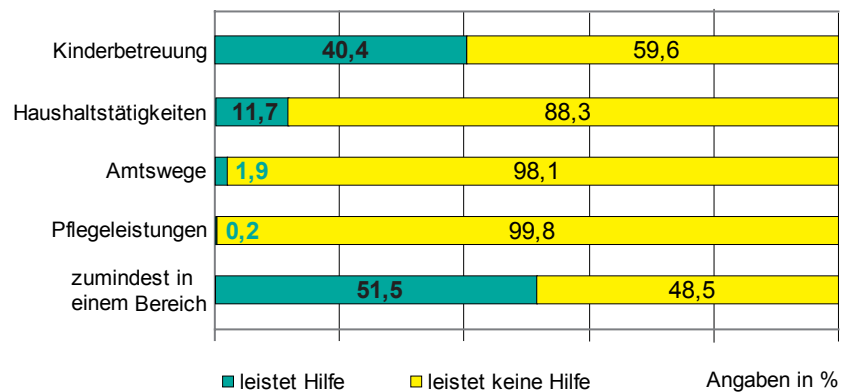
Innerfamiliäre Generationensolidarität aus Sicht der Großeltern

VON MARKUS KAINDL

Großeltern nehmen eine wichtige Rolle in familialen Netzwerken ein. Im Rahmen einer Auswertung des SHARE 2004 untersuchte das Österreichische Institut für Familienforschung der Universität Wien die Austauschbeziehungen über 50-jähriger Großeltern mit deren Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln sowie deren allgemeine Lebenszufriedenheit und den Gesundheitszustand. Die Analyse erfolgte dabei aus dem Blickwinkel der Großeltern.

Insgesamt betrachtet sind Großeltern, unabhängig vom Alter, zu über 80% mit ihrem Leben zufrieden. Zu einem leichten Absinken kommt es nur, wenn regelmäßige Hilfe in Anspruch genommen werden muss. Bei der Gesundheit zeigt sich ein weitgehend positives Bild. Zwar berichten 58% über zumindest eine Einschränkung bei den Alltagskompetenzen (vor allem beim Stiegensteigen und beim Tragen schwerer Gegenstände), dennoch fühlen sich unter 80-jährige Großeltern mehrheitlich gesund. Erst bei den 80- bis 89-Jährigen geht dieser Anteil auf 33% zurück. Durch das Alter fühlen sich etwa ein Drittel der jungen Großeltern (50 bis 59 Jahre) jedoch mehr als drei Viertel der älteren Großeltern (80 Jahre oder älter) eingeschränkt. Entgegengesetzt verhält es sich bei der Einschränkung der persönlichen Freiheiten durch familiäre Verpflichtungen wie zum Beispiel der Enkelbetreuung.

Von Großeltern geleistete Hilfe



Quelle: SHARE 2004; eigene Berechnung ÖIF

Losgelöst von den Gründen zeigt sich ein starker Kontakt der Großeltern zu ihren getrennt lebenden erwachsenen Kindern. 41% haben täglichen persönlichen oder telefonischen Kontakt zu zumindest einem ihrer Kinder, 89% zumindest einmal pro Woche. Zu Töchtern ist dieser geringfügig stärker als zu Söhnen. Bei allein Lebenden wirkt sich diese Intensität nur wenig auf Einsamkeitsgefühle aus. Die vielfach vorhandene große räumliche Nähe zwischen den Generationen wirkt förderlich auf die gegenseitige Hilfe. Bei rund einem Drittel lebt das (erwachsene) Kind im gleichen Haushalt, bei einem weiteren Drittel im Umkreis von maximal 5km. Nur 14% haben kein Kind innerhalb von

Die Share-Studie (Survey of Health, Aging and Retirement in Europe. 50+ in Europe) wurde in den Jahren 2004 und 2005 in 11 europäischen Ländern, darunter auch Österreich durchgeführt. Für Österreich wurden 1.986 Personen befragt, von denen 1.203 in die vorliegende Auswertung aufgenommen wurden.

25km. Mit zunehmender räumlicher Entfernung sinkt die Regelmäßigkeit der Hilfeleistungen deutlich ab. Laut österreichischem Generationensolidaritätssurvey 2005 besteht eine starke Korrelation zwischen persönlichen und telefonischen Kontakten. Das Telefonieren dient somit kaum als Substitut für persönliche Treffen. Auch dies unterstreicht die Bedeutung des Wohnens der Verwandten im näheren Umfeld. Neben der Quantität ist auch die Qualität der Kontakte von entscheidender Bedeutung. Die Beziehung der Generationen wird als durchaus konflikthaft bewertet, häufige Auseinandersetzungen sind jedoch selten.

Betreuung der Enkel als Verpflichtung

Bei der geleisteten Hilfe erweisen sich Großeltern als überaus aktive Familienmitglieder. Bei den Hilfeleistungen dominiert mit deutlichem Abstand die Betreuung der Enkel. Jeder vierte Großelternanteil betreut diese zumindest manchmal. Junge Großeltern unter 60 Jahren tun dies mit 57% deutlich öfter als 80- bis 89-jährige Großeltern mit 14%. Diese Differenzen begründen sich in erster Linie über das Alter der Enkel. Die regelmäßige Betreuung ist vor allem bei 3- bis 10-jährigen Enkeln von Bedeutung. Rund ein Viertel der betreuenden Großeltern tut dies sogar fast täglich. Eine tägliche Betreuung geschieht großteils bei Teilzeit erwerbstätigen Müttern. Unterstützung kommt eher von der mütterlichen als der väterlichen Großelternseite, Großväter betreuen eher mit als dass sie allein auf die Enkel aufpassen. Fast zwei Drittel sehen es als großelterliche Pflicht, bei der Enkelbetreuung behilflich zu sein. Rund 40% Großeltern fühlen sich durch familiäre Verpflichtungen eingeschränkt. Zahlreiche internationale Studien belegen trotz des Empfindens einer positiven Herausforderung eine gesundheitliche Belastung der Großeltern durch die Enkelbetreuung.

Neben der Enkelbetreuung nimmt auch die geleistete Hilfe bei Haushaltstätigkeiten, wenngleich in geringerem Ausmaß, eine quantitativ einigermaßen bedeutsame Rolle ein. Geholfen wird dabei meist wöchentlich oder monatlich. Zumindest monatlich helfen unter 70-Jährige zu 13%. Unter den 70- bis 79-Jährigen sind dies nur noch 4%. Im Unterstützungsfall helfen 55% ausschließlich in Haushalten der Töchter und 35% ausschließlich in Haushalten der Söhne. Somit erweisen sich die Zielpersonen, gemessen an der leiblichen Verwandtschaft, als überwiegend weiblich. Eine solche Differenz zeigt sich auch bei den Hilfe Gebenden. Großmütter leisten häufiger zumindest wöchentliche Haushaltshilfe als Großväter.

Professionelle Hilfe als Zusatz

Auch Großelternhalshalte erhalten Unterstützung von der jüngeren Generation. Fühlen sich Großeltern in ihren Alltagskompetenzen eingeschränkt, bekommen sie dreimal so häufig Hilfe von ihren Kindern als nicht Eingeschränkte. Allein Lebende erhalten ebenfalls deutlich mehr Unterstützung. Die Inanspruchnahme von professionellen Hilfsdiensten, wie zum Beispiel Heimhilfe, Essen auf Rädern oder der mobilen Krankenpflege, zeigt keine Reduzierung der familialen Hilfeleistungen. Werden diese Dienste genutzt, erhalten sie auch mehr Unterstützung durch ihre Familie. Professionelle Angebote dienen somit in erster Linie der Ergänzung und nicht dem Ersatz familialer Hilfe.

Die Hilfe im Haushalt stellt den bedeutendsten Bereich dar. Mit dem Alter steigt der Anteil Haushaltshilfe empfangender Großeltern von 12% bei 60- bis 69-Jährigen auf 23% bei 80- bis 89-Jährigen an. Söhne und Töchter helfen hierbei im weitgehend selben Ausmaß, Schwiegerkinder beteiligen sich wesentlich seltener als leibliche Kinder. Pflegeleistungen werden erst ab 70 Jahren in nennenswertem Ausmaß in Anspruch genommen. Dies geschieht vielfach in Kombination mit professioneller Hilfe.

Ob die tatsächlich empfangene Hilfe als ausreichend empfunden wird, ist fraglich. Setzt man die Ergebnisse des SHARE jenen des Generationensolidaritätssurveys gegenüber, scheinen Defizite in der Unterstützung zu bestehen. Vor allem bei über 75-Jährigen dürfte der Bedarf an Unterstützung im haushaltsrelevanten Bereich das Ausmaß der erhaltenen Hilfe übersteigen. Vergleichbare Studien aus Deutschland unterstützen diese Defizittheorie. Dennoch erscheinen Großeltern gut in das familiäre Netzwerk eingegliedert zu sein. Da der SHARE eine Momentaufnahme widerspiegelt, lassen sich auf persönlicher Ebene keine Aussagen darüber treffen, ob Großeltern über längere Zeit hinweg betrachtet mehr Hilfe an die jüngere Generation geben oder mehr von dieser erhalten. ■

info

Die ÖIF-Studie „Ältere Menschen“ wird im Herbst 2008 im Studienverlag veröffentlicht.

Kontakt: Dr. Markus Kaindl, Soziologe am ÖIF
Tel: +43-1-4277-489 06
E-Mail: markus.kaindl@oif.ac.at

Vater wer bist du?

Die Beiträge im neu herausgegebenen Sammelband von Heinz Walter widmen sich der Suche nach dem „hinreichend guten“ Vater

VON HELMWART HIERDEIS

Nach seinem 2002 erschienenen umfangreichen Sammelwerk „Männer als Väter“, in dem Heinz Walter einen Querschnitt durch die Vaterforschung der 90er Jahre präsentiert hat, legt er nun eine neue Sammlung von Beiträgen vor, die sich als Zeugnisse der Suche nach dem „hinreichend guten“ Vater lesen lassen sollen. In ihnen geht es um Vaterschaft vor dem Hintergrund eigener Vaterlosigkeit (U. Bück), um kunsttherapeutische Methoden zur Aussöhnung bei Vater-Konflikten (B. Egger-Honegger), um die Chancen egalitärer Partnerschaften von Vätern mit Müttern und Kindern (M. Bürgisser), um Väter als angemessene Begleiter ihrer Kinder in der Adoleszenz (J. Grieser), um die Bedeutung des Vaters für das Kind, wenn die Mutter depressiv ist (E. Rass), um den Zusammenhang von Jugenddelinquenz und Vaterpräsenz (R. Maag/H.-W. Reinfried), um die Auswirkungen psychisch kranker Väter auf das Familiensystem (W. Felder), um Möglichkeiten einer medial gestützten Stärkung väterlicher Kompetenzen (A. Sirringhaus-Bünder/P. Bünder) und um die Praxis der Väterarbeit/Väterberatung (A. Bortler/Chr. Popp/E. Schäfer). Den Abschluss bildet eine Zusammenstellung von Links zur Arbeit mit Vätern in Deutschland, Österreich und in der Schweiz.

Die Beiträge – das lassen schon die Themenstellungen erkennen – sind in theoretischer Hinsicht nicht alle gleich gewichtig, aber sie eröffnen allesamt bedeutsame praktische Bezüge. Außerdem zeichnet der Herausgeber in seinem einleitenden Beitrag „Das Echo der Vatersuche“ nicht nur den wissenschaftshistorischen Rahmen für die Vaterforschung seit dem Ende der 60er Jahre, sondern er benennt auch noch einmal die wichtigsten soziologischen, psychologischen und bindungstheoretischen Bezugspunkte heutiger Väterlichkeit. Dabei kann sich der Leser verwundert die Augen reiben, wenn er sieht, wie schwer es die Vaterforschung nicht nur hatte, sondern immer noch hat, sich gegen die Dominanz des Mütterlichen in Forschung und Alltagsverständnis zu behaupten, obwohl die Väter zu einer noch nie dagewesenen medialen Präsenz gelangt sind.

Die Auswirkungen kulturell und damit historisch verankerter Zuschreibungen und Lebensformen sind offenbar auch nicht durch die gegenwärtige

Geschlechter- und Familiendynamik ohne weiteres auszulöschen – ein „cultural lag“ besonderer Art.

Änderungen brauchen nicht nur Zeit, sondern auch realistische Zielsetzungen und angemessene theoretische Konzepte. In diesem Zusammenhang ist es eine sinnvolle Überlegung, das Konzept Winnicott's von der „hinreichend guten Mutter“ auf den Vater zu übertragen, wie Heinz Walter das tut. Dass es für Männer darum geht, „hinreichend gute“ Väter zu sein (und weder „Helden“ noch „unser bestes Stück“), macht einerseits die Väterlichkeit in der Praxis anschaulicher und lebbarer. Andererseits erhalten auch die Forschungsfragen eine neue Richtung: Wenn nach allen Erfahrungen davon auszugehen ist, dass Kinder in relativ stabilen Partnerschaften und bei einer auf beiden Seiten als gerecht empfundenen Verteilung der ökonomischen, familienkulturellen und pädagogischen Aufgaben günstige Entwicklungsbedingungen vorfinden, dann wären die „neuen“ Väter genau jene, die dazu bereit sind und die das „hinreichend“ können.

Die Sozialwissenschaften hätten dann die Bedingungen zu erforschen, unter denen sich Jungen und Männer zu solchen Vätern entwickeln und unter denen sie dann diese „hinreichende“ Väterlichkeit leben können. ■

Der Autor dieser Rezension Helmart Hierdeis war bis zu seiner Pensionierung Professor für Allgemeine Pädagogik an der Universität Innsbruck und ist zur Zeit als Psychoanalytiker in freier Praxi tätig.



Der neue Sammelband von Heinz Walter zum Thema Vaterschaft gibt Einblick in den Stand der Vaterforschung und eröffnet gleichzeitig bedeutsame praktische Bezüge.

info

Literatur: Heinz Walter (Hg.): Vater wer bist Du? Auf der Suche nach dem „hinreichend guten“ Vater. Stuttgart: Klett-Cotta 2008, 296 Seiten. ISBN 978-3-608-89067-9.



Die Familienforschung schoss die Fußball-Europameisterschaft 2008 vorübergehend ins Abseits.



Pause im Arkadenhof der Universität Wien

Podiumsdiskussion „Familienforschung - Was sind die Herausforderungen für Politik, Wirtschaft und Wissenschaft?“ mit (von links) Andrea Kdolsky (BM für Gesundheit, Familie und Jugend), Wolfgang Mazal (ÖIF, Universität Wien), Norbert Schneider (Universität Mainz), Ursula von der Leyen (BM für Familie, Senioren, Frauen und Jugend), Bernhard Felderer (Institut für Höhere Studien), Ulrike Baumgartner-Gabitzer (Verbund - Österreichische Elektrizitätswirtschafts-AG).

Familienforschung am Ball

Vielfalt und faires Spiel auf dem 3. Europäischen Fachkongress für Familienforschung vom 12.-14. Juni 2008 in Wien - ein Resümee der Öffentlichkeitsarbeit VON CHRISTINA LUEF

Eines zeigte der 3. Europäische Fachkongress für Familienforschung deutlich: eine Zusammenkunft in dieser Größenordnung war längst überfällig. Über 300 TeilnehmerInnen, vornehmlich aus Österreich und Deutschland, aus dem restlichen Europa, aber auch aus Übersee sowie 30 namhafte Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen trafen sich vom 12. bis 14. Juni 2008 zum Wissensmatch an der Universität Wien. Das große Interesse an der Veranstaltung machte selbst die Fußball-Europameisterschaft 2008 drei Tage lang zu einem Nebenspiel.

Der Vielfalt der europäischen Familie entsprechend, so der Titel des Kongresses, wurde der Forschungsgegenstand Familie aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und unterschiedlichen Perspektiven, wie der des Kindes, der Geschlechter oder der Wirtschaft, beleuchtet. Die Vorträge bewiesen, dass Familienforschung nicht nur vielfältig, sondern auch aktuell und lebensnah ist. Neben bekannten Themen aus der Familienforschung wie Kinderwunsch und Geburtenentwicklung wurde beim Themenblock Familienbilder gezeigt, dass sich auch neue Forschungsfelder auftun: wie etwa die Analyse von Familienfotos im Internet. Provokantes wurde beim Themenblock Geschlechtsrollen angedacht, nämlich die Dekonstruktion der Geschlechter. Anwendungsbezogene Forschung im Bereich von Liebe und Partnerschaft, zum Beispiel psychologische Modelle zur Bewältigung von Partnerschaftsproblemen (Dyadisches Coping von Guy Bodenmann) kam der Familienpraxis entgegen. Als tagesaktuell stellte sich jener Vortrag über die rechtliche Situation gleichgeschlechtlicher

Partnerschaften heraus, nachdem wenige Tage später homosexuellen Paaren in Norwegen das Ehe- und Adoptionsrecht zugesprochen wurde. Mehr zu diesen und anderen auf dem Kongress präsentierten Themen können Sie entweder in den nächsten Ausgaben von „beziehungswise“ lesen, oder im Tagungsband, der diesen Herbst veröffentlicht werden soll. Dass sich die „Nachlese“ auszahlt, lässt sich auch am medialen Echo absehen, das Insiderinformationen zufolge vermutlich bis ins nächste Jahr anhalten wird. Das große Interesse am Familienthema brach nicht einmal am Abend des 12. Juni ab, an dem das Fußballspiel Österreich gegen Polen stattfand. Das Abendgespräch der deutschen Familienministerin Ursula von der Leyen und ihrer österreichischen Amtskollegin Andrea Kdolsky mit VertreterInnen aus Wirtschaft und Forschung war selbst Match-tauglich. Um es im Fußball-Jargon auszudrücken: Es wurde zum Teil hart, aber fair gespielt. Nur die Ministerinnen warfen sich freundschaftlich die sprichwörtlichen Bälle zu.

Mit diesem dritten europäischen Familienforschungskongress wurde die in den 1990er Jahren begonnene Tradition fortgesetzt, eine multidisziplinäre Plattform für die europäischen Familienwissenschaften bereitzustellen. Ob das Ziel der Veranstalter, weitere Forschung anzuregen und so an der zukünftigen Gestaltung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Familie in Europa mitzuwirken, erreicht wurde, wird sich erst in den nächsten Monaten und Jahren zeigen. Aber zahlreiche Rückmeldungen weisen darauf hin, dass die Botschaft angekommen ist. Auch Anregungen für

das nächste Mal wurden bereits gesammelt, wie beispielsweise mehr Zeit für Diskussionen freizuhalten oder für Besucher aus der Familienpraxis Workshops anzubieten. Abschließend kann festgehalten werden: Anders als bei der Fußball-Europameisterschaft stiegen alle am Kongress Teilnehmenden als Gewinner aus. ■





Der Forschungsgegenstand Familie wurde in vier großen Themenblöcken diskutiert: Familienbilder, Geschlechtsrollen in der Familie, Globalisierung und Herausforderungen für die Familie sowie familiale Entwicklungsverläufe und Dynamik in Europa.



Von links: Adelheid Smolka (ifb Bamberg), Birgit Pfau-Effinger (Universität Hamburg), Klaus A. Schneewind (Universität München)



Veranstalter: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) der Universität Wien, Staatsinstitut für Familienforschung (ifb) an der Universität Bamberg, Abteilung für Familienforschung der Universität Mainz. Oben links: Olaf Kapella (ÖIF) und Norbert Schneider (Universität Mainz) Oben rechts: Janneke Plantenga (University of Utrecht)



Hans-Peter Blossfeld (ifb Bamberg) am Wort



Von links: Thomas Knieps-Port le Roi (Catholic University Leuven), Rudolf Richter (Universität Wien)



Oben: Walter Bien vom Deutschen Jugendinstitut München im Gespräch mit dem ORF.



Oben links und rechts : Empfang im Arkadenhof der Universität Wien mit Wiener Buffet und Weinverkostung der „Domäne Wachau“.



Links: Drei unserer Kollegen und Kolleginnen vom ifb Bamberg.

info

Das Programmheft mit Abstracts der Referate, Präsentationen und mehr Bilder vom Kongress finden Sie auf der Website: www.familyscience.eu

Von Namen und Nummern

Zur Entwicklung von Familiennamen und Hausnummern in der Habsburgermonarchie VON RUDOLF KARL SCHIFFER

Zu den persönlichen Merkmalen eines Menschen zählen sein Name und seine Adresse inklusive Hausnummer. Dass die Menschen früher einmal ohne diese Merkmale lebten, ist heutzutage nicht vorstellbar. Dieser Beitrag beleuchtet daher die historische Entwicklung von für uns selbstverständlichen Bestandteilen des Alltagslebens, beruhend auf dem Buch des Wiener Historikers Anton Tantner „Ordnung der Häuser, Beschreibung der Seelen“.

unkontrolliert entwickelte, gab es Bemühungen, Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Ein konkreter Ansatz dazu entstand beispielsweise im Bereich der Wissenschaft, als Bibliothekare in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Universität Oxford die Namensformen für den Bibliothekskatalog vereinheitlichten.

Im Habsburgerreich gab es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts keine Vorschriften für Vor- oder Familiennamen. Der Familienname war den Menschen oft auch gar nicht bekannt. Konkrete Schwierigkeiten, welche durch die nicht fixierten Namen entstanden waren beispielsweise: Kinder ein- und desselben Vaters wurden unter zwei unterschiedlichen Namen in die Matrikenbücher von Pfarren eingetragen, nämlich einmal unter dem Familiennamen und einmal unter dem Hof- oder Grundnamen. Weiters gab es das Problem, dass Personen, die von einem Sprachgebiet in der Monarchie in ein anderes zogen auch den Namen an die neue Sprache anpassten, was ebenso für Verwirrung sorgte. Auch Wiederverheiratungen nach dem Tode der Frau führten zum Wechsel des Namens.



Oben: Hausnummern im 1. Bezirk in Wien. In der Kleeblattgasse 5 (Bild rechts) ist unterhalb des Schildes noch die alte Nummerierung zu erkennen (Nr. 452).



„Ihren Vor- und Nachnamen bitte!“, ist jeder von uns schon ungezählte Male im Leben aufgefordert worden. Ein Familien- bzw. Nachnamen, so wie ihn heute jeder von uns führt, ist jedoch ein historisch gesehen relativ junges Phänomen. In der frühen Neuzeit zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert war es oft der Vulgo- bzw. Hausname oder ein Spitzname, der die Person im Alltag näher bezeichnete. Diese Namen wurden vom Beruf, von der geographischen Herkunft, von Aussehen und Charaktermerkmalen oder ähnlichem abgeleitet. Da sich die Namensgebung somit völlig

Wesentliche Meilensteine im Rahmen der Entwicklung der Familiennamen im Habsburgerreich sind die mehrfach durchgeführten Bevölkerungszählungen des 18. Jahrhunderts. Eine Bevölkerungszählung fand zum Beispiel 1764 statt als zur Bezahlung der Schulden durch den siebenjährigen Krieg (1756 bis 1763) eine Kopfsteuer eingeführt werden sollte. Die Zählung von 1764 bringt aber – im Vergleich zur einer 1754 durchgeführten – eine niedrigere Bevölkerungszahl. Als Grund wird von den Behörden angenommen, dass eine beträchtliche Anzahl von Personen und selbst von Häusern bei der Zählung verschwiegen wurde. Als Lösung für dieses Problem wurde die Nummerierung der Häuser vorgeschlagen, denn damit wäre die Unterschlagung von Menschen, die einmal in einem Haus aufgefunden würden, nicht mehr so leicht möglich gewesen. Die flächendeckende Nummerierung der Häuser wäre aber nicht nur hilfreich bei der Steuereintreibung, auch das Militär versprach sich davon Vorteile bei Rekrutierungen.

Neben positiven Beurteilungen gab es andererseits auch Widerstand bis in höchste Kreise des Ho-

fes gegen die Hausnummerierung und so wurden die Vorschläge und Rückmeldungen der Beamten erstmal ad acta gelegt und erst 1769 wieder hervorgeholt. Zu dieser Zeit wurde nämlich die Einführung eines neuen Konskriptionssystems zur Rekrutierung militärdienstpflichtiger Personen debattiert und dafür eine Hausnummerierung ange-dacht. Die Nummerierung der Gebäude war somit eine Angelegenheit von höchstem militärischem Interesse und eine unterstützende Maßnahme zur Bevölkerungserfassung, denn als Grundlage für künftige Rekrutierungen war ein verlässliches Verzeichnis aller männlichen Personen nötig.

Das militärische Begehren stand somit auch bei der Volkszählung und Hausnummerierung in den westlichen Ländern der Habsburgermonarchie, die von 1770 bis 1772 durchgeführt wurde, eindeutig im Vordergrund. Hauptzweck war es, Daten über militärdiensttaugliche Männer zu erheben. Bei den Männern war für eine spätere Rekrutierung der Namen wichtig, Frauen wurden, da nicht für eine Rekrutierung vorgesehen, lediglich summarisch erfasst.

So kam es dann 1770 zu einem Hofdekret in dem vorgeschrieben wurde, dass Personen den Namen beizubehalten hätten, der ihnen von Geburt an zukam und dass an den Häusern eine Nummer angebracht werden müsste. Die Notwendigkeit dazu ergab sich auch aus der Tatsache, dass es in vielen Orten namensgleiche Personen gab, denn die namensgleichen Personen konnten nur durch die Nummerierung ihrer Häuser und der damit verbundenen Zuordnung unterschieden werden.

In der Habsburgermonarchie rückte das Problem der wechselnden Namen durch die Probleme und Erfahrungen bei den Konskriptionen immer stärker ins Bewusstsein der Behörden. Als Folge wurden in den darauf folgenden Jahrzehnten die Namen fixiert: 1805 wurde das Patent über den festen Namen erlassen und 1826 folgte ein Dekret über die Namensänderung. In Deutschland hingegen wurden die Namen mit dem 1900 in Kraft tretenden Bürgerlichen Gesetzbuch endgültig und genau festgelegt. Dass schlussendlich der Familienname als Zuname gebräuchlich wurde, hing damit zusammen, dass sich das Konzept der Familie im Sinne einer gemeinsamen Abstammung durchsetzte. Flächendeckend verbreitet hatte sich die Verwendung von Familiennamen aber erst im 19. Jahrhundert.

In der Sozialgeschichte der Familie wird die Hausnummerierung als Zäsur gesehen, durch die das „ganze Haus“ von der Familie als neuer sozialhistorischer Gegenstand abgelöst wurde. Ursprünglich bezeichnete man mit „Haus“ nicht nur die Baulich-

keit, sondern auch die darin lebende Personen-gruppe, die gekennzeichnet ist von der lohnlosen Arbeit seiner Mitglieder und einem Patriarchen als Hausherrn. Durch die Einführung der Hausnummern kam es aber vermeintlich zur Trennung des ursprünglichen Zusammenhangs zwischen Haus und Familie, also zwischen dem Gebäude und den darin lebenden Menschen. Geprägt wurde der Begriff des „ganzen Hauses“ vom deutschen Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897). Er stellte fest, dass das Haus vormals ein persönliches Gepräge, eine dem Familienleben entsprechende Individualität hatte und formulierte folgendermaßen: „Das organische Haus hatte einen Namen; das symmetrische hat eine Nummer.“

Für die Geschichtsschreibung stellt sich aber die Frage, ob die Abfolge nicht genau umgekehrt war. Demnach wäre die Hausnummerierung eine Vorbedingung für die im 19. Jahrhundert auftauchende Konstruktion des „ganzen Hauses“. Doch dieses „ganze Haus“ wurde erst möglich, nachdem die Verwaltungspraxis des aufgeklärten Absolutismus die ohnehin „verletzlichen“ Häuser aufbricht, indem sie ihnen eine Nummer verpasste. Denn die Hausnummer machte das Haus sichtbar als Objekt einer staatlichen Durchgriffsmacht. Für die Vertreter des Ansatzes des „ganzen Hauses“ beraubt der Staat und seine Regierung damit die Hausväter ihrer uneingeschränkten Autorität. Damit wird der Verlust des „ganzen Hauses“ aber erst sichtbar und von den Vertretern dieser Betrachtungsweise beklagbar. Es stellt sich daher die Frage, ob sich das Konstrukt des „ganzen Hauses“ ohne die Einführung der Hausnummern überhaupt entwickelt hätte. ■

info

Literatur: Anton Tantner: Ordnung der Häuser, Beschreibung der Seelen. Hausnummerierung und Seelenkonskription in der Habsburgermonarchie. Innsbruck – Wien – Bozen: Studienverlag 2007. (=Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 4)

buch

Was vom Manne übrig blieb

Walter Hollstein warnt in seinem neuen Buch vor „der gezielten Ausbreitung von Männerhass“: Zum Zeitgeist gehöre es, Männlichkeit nur noch mit den negativen Assoziationen von Gewalt, Krieg, Naturzerstörung, sexueller Belästigung und Missbrauch zu verbinden. Auch einstmalige positive Qualitäten von Mann-sein würden mittlerweile gesellschaftlich umgedeutet, beschreibt der Soziologe und Männerforscher die Krise des starken Geschlechts. Diese Krise sieht Hollstein als eine Folge von Frauenbewegung und Feminismus. „So lebensbedeutsam der Feminismus für neue Orientierungen des weiblichen Geschlechts gewesen ist, so verheerend sind seine Folgen für das Männliche und dessen Sozialisation.“

Literatur: **Walter Hollstein: Was vom Manne übrig blieb. Krise und Zukunft des „starken“ Geschlechts. Berlin: Aufbau-Verlag 2008. ISBN 978-3-351-02659-2**

info

Master of Science in Familienpsychologie

Die Hochschule Vechta bietet zum Wintersemester 2008/09 einen weiterbildenden berufsbegleitenden Master-Studiengang „Familienpsychologie“ an. Dieser 6-semestrige Studiengang umfasst:

- eine fundierte wissenschaftliche Ausbildung in Familienpsychologie
- eine intensive praktische paar- und familientherapeutische Ausbildung
- eine praktische Ausbildung zur kultursensiblen Gesundheits- und Entwicklungsförderung von Paaren und Familien sowie zur Prävention familialer Probleme und psychischer Störungen
- praktische Ausbildung zur Wahrnehmung von Führungs- und Steuerungsaufgaben in Feldern der familialen Gesundheits- und Entwicklungsförderung auf unterschiedlichen Systemebenen des Sozial- und Gesundheitswesens

Info: **Martin Scholz, Zentrale Studienberatung, Tel. +49-4441-15-373 oder 379**
E-Mail: zsb@uni-vechta.de, Web: www.uni-vechta.de

termin

Wie aus Stress Beziehung wird

5. Österreichische Fachtagung für Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie

„Wie aus Stress Beziehung wird ...“ oder „... wie kann ich meine Eltern dazu bringen, dass sie mit mir kooperieren?“ – so lautet das Thema des Fachkongresses in St. Pölten, Niederösterreich. Die Hauptvorträge werden von H. Jerome Freiberg (USA): Gestaltung gesunder Lernumfelder in Schulen und Joachim Bauer (Deutschland): Zur Neurobiologie guter Beziehungserfahrungen gehalten. Weitere Themen: Traumafolgestörungen, ADHS, Baby-Care Methode, Kinder als Opfer und Zeugen häuslicher Gewalt, etc. Am Nachmittag werden diverse Workshops angeboten.

Datum: **26. und 27. September 2008**
Ort: **VAZ St. Pölten, Kelsengasse 9**
Veranstalter: **ÖVK, ÖGWG, ökids, Niederösterreichische Landesregierung**
Info: **ÖVK - Österreichische Vereinigung für Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie**
Tel: +43-1-958 12 40, E-Mail: oevk.kinderpsychotherapie@chello.at
Web: www.oevk-kinderpsychotherapie.at

impressum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung – Universität Wien
1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oif.ac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Chefredaktion:** Mag. Christina Luef
Fotos: Christine Geserick M.A. (S. 4-5), Klett Cotta Verlag (S. 3), Mag. Christina Luef (S. 6)
Kontakt: E-Mail: christina.luef@oif.ac.at, Tel: +43-1-4277-489 10
Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Gesundheit, Familie und Jugend
über die Beruf & Familie Management GmbH

DVR: 0065528
Österreichische Post AG / Sponsoring. Post, Verlagspostamt: 1010 Wien
Zulassungsnr. 02Z0318205